

Braem-Preis 1988: Laudatio auf Wilfried Böhringer, Bergneustadt im November 1988

Walter Boehlich

WIE IHRE AUTOREN MÖGEN SIE UNS NICHT BEHANDELN

Übersetzerpreise sind verzweifelte Versuche, Öffentlichkeit für eine kulturelle Randgruppe zu schaffen, die keine Öffentlichkeit besitzt. Was bewirken wir damit, daß allenfalls ein bis zweimal im Jahr die eine oder der andere ausgezeichnet wird für Mühen und Qualen, von denen sich eine Vorstellung kaum machen kann, wer nicht selbst unter solchen Mühen und Qualen gelitten hat? Vielleicht wollen wir uns nur selbst Mut zusprechen in unserem finsternen Walde, aus dem kein Laut in die Außenwelt zu dringen scheint, uns allen für einen kurzen Augenblick versichern, daß wir mehr tun, als uns mit harter Arbeit ein ebenso hartes Brot zu verdienen, in dem wir eine oder einen bekränzen, dem sonst kein Lorbeer winkte – stellvertretend für die vielen 100 anderen, die übergangen werden, übergangen werden müssen, weil ihre Tätigkeit so selbstverständlich hingenommen wird, als wäre sie ein Stück Natur, das keines Aufhebens bedarf.

Am Ende ist es nicht bloßer Undank, daß der Name des Übersetzers hinter dem des Autors verschwindet, sondern hängt auch damit zusammen, daß der Übersetzer sich selbst verschwinden macht, denn anders als dem Autor kommt es ihm nicht auf Selbstdarstellung an, sondern auf die Reproduktion des schon Produzierten, und zwar im besten Falle auf eine Weise, die dem Leser suggeriert, er läse das Original, von dem er in der Regel nichts weiß. Der gemeine Leser, und gemeine Leser sind auch wir in den Fällen, in denen wir auf Übersetzungen angewiesen sind, glaubt tatsächlich, er läse Lukian oder Virgil oder »Tausendundeine Nacht«, ohne sich auch nur einen Gedanken darüber zu machen, daß er vielleicht Wieland oder Schröder oder Littmann liest. Für ihn, da er sich anders nicht helfen kann, ist die Kopie das Original, und aus ihr leitet er alle seine Vorstellungen nicht bloß vom Inhalt, sondern auch von Sprache und Stil des Autors ab, obwohl ihm tatsächlich nicht mehr zur Verfügung steht als die Sprache und der Stil dessen, der da übersetzt hat. Er vergißt, daß er einem Vermittler verdankt, was ihn bewegt oder erregt, und daß er ohne diesen Vermittler weder bewegt noch erregt wäre.

Wo der eine, der Leser, den Nutzen, oder doch eine Art Nutzen, hat, hat der Übersetzer den Schaden, und der Dritte, der Autor, hat wieder den Nutzen. Der Leser hat den verständlichen Wunsch, direkt mit dem Autor zu korrespondieren, den also zu verleugnen, der ihm die Korrespondenz mit dem Autor überhaupt erst ermöglicht. Ich, wird er sagen, habe Faulkner gelesen, habe Proust gelesen, habe Svevo gelesen, ohne daß er das in einem strengen Sinne getan hätte. Was er lesen will, ist aber eben Faulkner, ist Proust, ist Svevo, nicht der Faulkner von diesem, der Proust von jener, der Svevo von wieder einem, und so wird, was er liest, zu seinem Faulkner, seinem Proust, seinem Svevo, auf dem Wege eines unbewußten Selbstbetruges, dessen Opfer notwendig diejenigen werden, die übersetzt haben, die ihm ihr Bild all derer, die er liest, aufgenötigt haben.

Das müssen wir in Grenzen hinnehmen, nicht anders als die Arbeiter im Weinberge, an die auch niemand denkt, weil alle an die Lage und an den Winzer denken. In Grenzen allerdings nur und schon gar nicht dort, wo wir es nicht mit dem Leser allein zu tun haben. Daß der Leser so sehr mit uns rechnet, daß wir in seiner Rechnung gar nicht vorkommen, ist die eine Seite des Undanks; die andere wäre das Verhalten derer, die uns beschäftigen und auch nicht sonderlich viel Herz für uns zu haben scheinen. Für die sind wir ein Unkostenfaktor, ein notwendiges Übel und deswegen ein bißchen lästig. Daß sie uns überhaupt zur Kenntnis nehmen, haben wir ihnen abnötigen müssen in langer, ungeduldiger Arbeit. Gleichberechtigte Partner sehen sie in uns freilich nach wie vor nicht. Wir sind für sie da, und sie nicht gerne für

uns. Wie ihre Autoren mögen sie uns nicht behandeln.

Sie wären ohne uns verloren, aber sie sind es nicht, weil wir tun, was wir tun. Obgleich wir soviel mehrere sind, bleiben sie die Stärkeren und wir die Letzten, die die Hunde beißen. Einerseits sind wir Lohnabhängige, die den Preis ihrer Arbeit nicht selbst bestimmen können, andererseits werden wir vom Fiskus als selbständige Unternehmer behandelt und sind von festen Gebühren ebensoweit entfernt wie von der Möglichkeit, unsere Sätze mit drei, vier oder fünf zu multiplizieren, wenn wir uns besonders hoch einschätzen oder unsere Aufgabe besonders schwer oder langwierig war. Wir müssen nehmen, was wir kriegen, und können, obgleich wir eine Ware verkaufen, die Bedingungen des Verkaufs nicht selbst festlegen. Es heißt, wir seien organisiert, ja, wir haben sogar eine Gewerkschaft, eine Gewerkschaft, die uns auslachen würde, wenn wir auf den Gedanken kämen, zu streiken wie andere auch, um uns bessere Bedingungen zu schaffen. Zwar sind unsere Bedingungen auch ohne Streik ein wenig besser geworden, aber ein freiwilliges oder halbfreiwilliges Zugeständnis ist etwas ganz anderes als ein Recht, ein erkämpftes Recht. Auf dem Papier können wir fordern, was wir wollen; solange die andere Seite nicht bereit ist, sich so zu organisieren, daß wir Tarifverträge mit ihr schließen könnten, wird alles bleiben, wie es ist. Da hilft uns auch unsere Gewerkschaft nichts, und schon gar nicht eine, die keine Streikkasse hat, für uns.

Trotzdem, es gibt uns, und wir haben keinen Anlaß, uns zu verstecken, auch wenn wir ziemlich versteckt leben. Wie, wenn es uns nicht gäbe? Stellen wir uns einen Augenblick lang in einer Anwendung mürrischer Selbstverleugnung eine Welt ohne literarische Übersetzer vor. Ohne Frage sähe sie anders aus als die bestehende, aber denkbar wäre sie, und sie hätte womöglich nicht nur ihre dunklen Seiten. Zu den hellen gehörte die wunderbare Erfahrung, daß jeder Mann und jede Frau, alles, was sie läsen, im Original läsen. Von der beunruhigenden Neugier, die so viele von uns nach Indien, China oder Japan schweifen läßt, in den Vorderen Orient oder nach Schwarzafrika, bliebe nur wenig für sehr wenige, aber es ist ganz und gar undenkbar, daß diejenigen, die überhaupt lesen, sich mit der eigenen Literatur zufrieden gäben. Sie würden die Sprachen, die sie mehr oder weniger gelernt haben, nutzen, ihre Kenntnisse vervollkommen, vielleicht neue dazulernen, sozusagen ihre eigenen Übersetzer werden. Sie würden sich nicht anders als wir mühevoll durch die fremden Texte hindurchbuchstabieren, würden nicht länger mit unseren leidigen Entscheidungen für eine von vielen Möglichkeiten vorliebnehmen müssen, sondern jede Nuance in ihrer Vieldeutigkeit genießen lernen. Natürlich, sie würden sich spezialisieren müssen, wie auch wir das müssen. Sie würden weniger lesen als zuvor, das wenige aber genauer. Statt Bruchstücken aus einem guten Dutzend Literaturen, würden sie zwei oder drei Literaturen in ihrer ganzen oder halben Ausdehnung kennenlernen. Ihre literarische Bildung würde einschrumpfen auf europäische, eher westeuropäische Grundlagen, und von dem, was wir Weltliteratur nennen, bliebe nicht viel. Es gäbe keinen Kanon mehr, der für alle gültig wäre, sondern nur noch das jeweils eigene, Selbsterworbene. Statt der nationalen Buchhandlungen gäbe es überall internationale, in denen der eine sich seine Italiener, die andere sich ihre Engländer, dritte sich ihre Skandinavier, vierte sich ihre Russen, fünfte sich ihre Spanier und Lateinamerikaner holten, sie nach Hause trügen, ihre Lexika zu Rate zögen und unter Umständen in einem Meer von Nichtverstehen untergingen. Sie alle würden Fehler machen, aber machen Übersetzer denn keine Fehler? Macht nicht jeder von uns selbst in seiner Muttersprache Fehler? Hat es irgendjemandes Bewunderung für Cervantes geschmätert, daß wir zwei Jahrhunderte lang an den Ritter von der traurigen Gestalt geglaubt haben, der doch nur ein trauriges Gesicht hatte? Haben wir uns nicht alle 100 Jahre lang mit Schuld und Sühne abgefunden, wo von Verbrechen und Strafe die Rede war? Sind nicht auch unsere eigenen Übersetzungen so oder so Chimären, ein Ersatz für etwas, das in Wirklichkeit ganz anders ist?

Vorstellen könnte man sich einen solchen Zustand schon, aber welche Folgen hätte er gehabt, wenn er von Beginn an bestanden hätte. Wir könnten keine Bibel und wir könnten auch »Tausendundeine Nacht« nicht. Hieronimus, unser Schutzpatron, hätte nicht nach Bethlehem

zu gehen brauchen, wir besäßen keine Vulgata, Luther hätte sein Tintenfaß nicht an die Wand zu schmeißen brauchen, wir hätten keine Heilige Schrift, keine King-James-Version, keine spanische Bibel von Cypriano de Valera – und damit auch keine »Pepita Jimenez« –; es wäre trostlos, denn wir hätten weniger Sprache, eigene wie fremde. Wie ausdrucksvoll das Latein des Hieronimus oder das Deutsch Luthers immer sein mögen, keine ihrer eigenen Schriften verrät den Glanz ihrer Übersetzung, und das, weil sie nicht fähig gewesen wären, die Geschichten und Tropen der Bibel zu erfinden.

Das Alte Testament gehörte allein den wenigen, die Hebräisch könnten, das Neue den wenigen Graekophonen, es hätte keine Mission gegeben, keine Glaubenskriege, nicht die entsetzlichen Verwüstungen, die das Christentum überall in der Welt verursacht hat, die Indios würden Amerika bewohnen, wenn sie einander nicht selbst ausgerottet hätten, aber es gäbe auch die Kultur nicht und den Kulturbegriff nicht, ohne den wir uns schlecht denken können und der ohne Übersetzer ganz und gar nicht denkbar wäre. Vorstellen, wie gesagt, kann man sich die Welt ohne Übersetzer, eine inselhaftige Welt getrennter, von wenigen überschrittenen Teilkulturen und unendlich viel ärmer als die schlechte, in der wir leben. Über die Verluste, die wir zu verzeichnen hätten, könnte uns die größere Intensität, die dem einzelnen abverlangt würde, nicht hinwegtrösten. Man kann immer mit weniger leben, und die angespannteste Tätigkeit der Übersetzer wird nicht verhindern, daß immer wieder verlorenggeht, was einer anderen Generation »unverlierbar« schien. Da wir beschränkte Wesen sind, erkaufen wir jeden Gewinn, oft ephemäre Gewinne, mit Verlusten, die Kenntnis Umberto Ecos mit der Unkenntnis Ariosts, die Kenntnis Isabel Allendes mit der Unkenntnis Góngoras, die Kenntnis Solschenizyns mit der Unkenntnis Ljesskows, usw. Überhaupt oft die Kenntnis des Leichteren mit der Unkenntnis der Schweren. Daran, daß auch das Schwere gekannt werden könnte, haben die Übersetzer einen Anteil, der ihnen eine angesehenere Stellung in der Gesellschaft verbürgen sollte. Sie haben sie leider nicht, also feiern wir uns wenigstens selbst, indem wir Wilfried Böhringer feiern, dem wir die Übertragung des wohl schwierigsten Werkes der neueren lateinamerikanischen Literatur verdanken. Die »Drei traurigen Tiger« sind ein Buch, das manchen gereizt haben mag, vor dem jedoch alle am liebsten die Waffen gestreckt hätten. Böhringer hat sich nicht entmutigen lassen, obgleich ihm alles abverlangt worden ist, was einem Übersetzer abverlangt werden kann ...